



DÖRTHE EICKELBERG

*Die
nächste Welle
ist für dich*

Wie ich von surfenden Frauen
aus aller Welt lernte, was es heißt,
frei und stark zu sein



PENGUIN VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2021

Copyright © 2021 by Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: Hafen Werbeagentur Hamburg

Umschlagmotiv: David Edmondson

Redaktion: Hanne Reinhardt

Satz: Greiner & Reichel GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10662-3

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für alle Chicks on Boards da draußen

Inhaltsverzeichnis

- 11 Einleitung
- 15 Meine erste Welle
- 19 Zweiklassengesellschaft
- 27 Die gläserne Decke
- 31 Yallah, inschallah
- 35 Seepferdchen
- 38 Inside out
- 42 Zurück auf Anfang
- 46 Liebesbrief aus Indien
- 53 Hare Rama, Butter Brot
- 57 Liebesbrief, die Zweite
- 59 Chicks on Boards
- 63 Aneesha
- 67 Der Elefant im Raum
- 72 Der Vergleich ist der Tod des Glücks
- 80 Glaub an dich, mein Herz

- 82 Die nächste Welle kommt bestimmt
85 Gebt den Mädchen eine Chance
87 Mut und Gleichmut
89 Phantomschmerz
93 Suthu
99 Surfpunk
102 Norma
109 Dawn Patrol
115 Roadtrip
127 Wo ist die Grenze?
132 Schwellenhüter, Gefängniswärter
138 Gaza, öffne dich
144 Sabah
148 Hurriya
152 Trockenzeit
155 Fastenbrechen
161 Schau mir in die Augen, Scharia
164 Freischwimmer
166 Tigerkäfig
171 Gefühlte Freiheit
174 Ukulele, pari pari
176 XXL
179 Da, wo alles begann
180 Paige

- 184 Hinter jeder starken Frau ...
- 187 Wellen, die in Mut ausbrechen
- 197 Kleine Sekundärtraumata
- 201 Konfrontationstherapie
- 204 Der Schubs der großen Schwester
- 208 Surferlatein
- 211 Anti-Age
- 215 Silver Surfer
- 218 Chill mal, Alter. Jetzt kommt Gwyn.
- 234 Tanz der Giganten
- 240 Surf Sister Solidarity
- 245 Dörthes müssen draußen bleiben
- 255 Schlaflos in Karnataka
- 261 Freiwild in Berlin
- 268 Hampiness
- 276 Buena onda
- 297 Die nächste Welle ist für dich
- 300 Danksagung

Einleitung

An Land schlafen sie noch. Langsam streckt die Morgensonnen am Horizont ihre Fühler aus. Ich schaue mich um und entziffere die Farben, die das Wasser reflektiert. Sanft schaukelt das Brett unter mir. Meine Füße baumeln im warmen Nass, es fühlt sich weich an. Ich höre, wie das Meer atmet. Ein und aus und ein und aus. Wie ein großes schlafendes Tier, auf dessen Fell ich liegen darf. Nichts als der Ozean und ich. Dann steigt der Puls: Die Welle kommt. Sitzend drehe ich mein Brett in Richtung Küste, lege mich drauf, spanne alle Muskeln an und paddele los. Beim Umschauen sehe ich, wie sich die Welle hinter mir aufbäumt. Langsam hebt sie mich in die Höhe, ich blicke hinunter ins dunkle Tal. Mein Herz rast, denn ich sehe, wie steil und tief es unter mir ist. Diese Welle ist größer als die anderen zuvor. Doch ich paddele weiter, jetzt erst recht, jede Sekunde zählt. Da komme ich ins Gleiten, nun gibt es kein Zurück mehr. Ich springe auf. Die Welle nimmt mich mit, es zischt leise unter meinen Füßen, wir sind nun eins. In schwindelerregendem Tempo jagen die Wassermassen unter mir durch, ich gehe in die Knie, um den Kräften standzuhalten, einmal Turbo-Express vom Gipfel bis

ins Tal. Ich jauchze vor Aufregung und mache mich bereit, um mit einem Schwung wieder zur Spitze des Wellenbergs zu schießen. Doch dann geht alles ganz schnell. Unter infernalischem Lärm kracht die Welle wie eine Wand über mir zusammen, ich stürze, es knallt, es wird dunkel, es wird kalt. Ich werde unter Wasser gedrückt und im Schleudergang um meine Achse gewirbelt, schneller und schneller, bis ich nicht mehr weiß, wo oben und unten ist. Atem anhalten. Und anhalten. Irgendwann tauche ich wieder auf, hole Luft, sehe, dass die Strömung mich gefährlich nah an die Felswand gezogen hat, da kommt schon die nächste Welle. Und noch eine, und noch eine. Oben blitzen sie, unten donnern sie dumpf, wie ein Gewitter dröhnen die Wassermassen in meinen Ohren. Ich versuche, aus der Gefahrenzone zu paddeln, doch die Wellen sind stärker: Mit voller Wucht donnern sie auf mich zu und reißen mich mit sich, immer näher zu der Felswand. Ich paddele dagegen an, ich mache Fehler, ich verliere Kraft, ich bin allein. Es ist niemand da, der mir helfen kann. In der Höhle des Löwen, unter Wasser, kommen diffuse Erinnerungsfetzen hoch: ich als Dreizehnjährige, eingeschlossen in einem Zugabteil. Ich schaffe es nicht, ich schaffe es doch eh nicht. Was war da los? Zurück im Hier und Jetzt, rette ich mich auf einen Felsvorsprung, während mein Surfbrett an den Klippen zerschellt.

Das Meer ist ein Ort der Prüfungen: Kriege ich die Welle? Oder kriegt sie mich? Wenn der Ozean die Muskeln anspannt und die Wellen die Zähne fletschen, lernt man schnell Respekt vor den Naturgewalten. Und ich spüre ein mir sonst unbekanntes Gefühl: eine tiefe, elementare Angst.

Eigentlich bin ich kein ängstlicher Mensch. Schon als kleines Kind bin ich zum Tierestreicheln in Ställe eingebrochen, und auf dem Schulhof habe ich mich im feinen Kleidchen mit großen Jungs geprügelt. Doch wenn ich heute, als erwachsene Frau, allein mit dem Surfbrett draußen im Meer bin, habe ich auf einmal eine Beißhemmung. Statt die Welle zu jagen, verweigere ich den Sprung wie ein Pferd die zu hohe Stange. Wenn alle um mich herum sich tollkühn in die Wellen stürzen, nehmen meine Antennen die feinsten negativen Schwingungen aus der Gegenrichtung auf, und jede Warnmeldung schlägt mich in die Flucht. Dann bin ich blockiert, schrecke zurück, sabotiere mich selbst. Meine innere Alarmanlage ist sehr scharf eingestellt. Vielleicht nicht wasserfest? Bin ich dann wirklich immer in Gefahr, oder sehe ich Gespenster und manövriere mich durch panisches Verhalten selbst in meine missliche Lage? Ist es vielleicht gar nicht die Welle an sich, die mir Angst macht – sondern etwas ganz anderes?

Nun könnte ich mir auch sagen: Dann spiele ich eben Minigolf. Oder Tischtennis. Das ist auch eine körperliche Ertüchtigung an der frischen Luft – halt mit weniger Risikopotenzial. Doch nein, ich will surfen. Es ist ein beinahe essenzielles Bedürfnis. Surfen spült den Kopf von allen Worten frei und defragmentiert den Geist. Der Ozean schluckt alle Sorgen, das Wasser filtert Wichtig und Unwichtig. Hinter der Brandung angekommen, offline, wird das Warten auf die Welle zur Meditation. Wenn ich da draußen bin, vergesse ich Hunger, Durst und die Zeit. Dann bin ich einfach da. Unser Planet ist zu rund siebzig Prozent mit Wasser bedeckt. Wir Menschen bestehen zu bis zu siebzig Prozent aus Wasser. Surfen ist also wie ein

Tanz mit dem Element, das Leben ausmacht. Wellen sind reine Energie – getragen über Tausende von Kilometern. Beim Ritt auf der Welle bewegt man sich auf einer Oberfläche fort, die selbst in Bewegung ist. Alles gerät in Schwingung. Man erntet die Kraft des Wassers und nimmt sie mit an Land. Surfen hat mich großzügiger gemacht, gelassener, bescheidener.

Wenn ich in Erwartung des nächsten Energieschubs zum Horizont schaue, die Beine im Wasser baumelnd, dann denke ich an die vielen Frauen, die ich auf meiner Reise getroffen habe. Die Surferinnen in Indien, in Südafrika, in Mexiko, auf Hawaii. Auch sie sitzen vielleicht gerade schaukelnd auf ihren Surfplatten, im Puls der Dünung, im Wellenrausch. Sie geben alles für die Euphorie, die sie durchflutet, wenn sie auf diesem fliegenden Teppich reiten dürfen, als könnten sie schweben, als wären sie frei. Doch in allen Himmelsrichtungen gibt es Kulturen, in denen der Horizont verbaut ist. Menschen, die diese Freiheit suchen, zahlen für ihre Passion einen hohen Preis: Sie werden verlacht, verstoßen und verbannt. Sie wollen einfach nur surfen. Doch das ist eine Provokation – weil sie Frauen sind. Sie tun es trotzdem. Für sie wie für mich ist das Meer Endgegner und Meister zugleich. Irgendetwas da draußen zieht uns magisch an. Und irgendetwas ist dabei im Weg.

Meine erste Welle

Meine erste Welle nehme ich im Dienst der Wissenschaft. Ich bin Anfang dreißig und als Moderatorin für das tägliche Wissensmagazin *Xenius* auf arte unterwegs. Stammzellentherapie? Artifizielle Intelligenz? Schwarze Löcher? Ich könnte jeden Satz anfangen mit »Darüber haben wir schon eine Sendung gemacht«. An diesem warmen Sommertag in Südfrankreich haben wir uns ein vermeintlich leichtes Thema vorgenommen: Wellen. Für die Sendung sollen mein Co-Moderator Pierre und ich am eigenen Leib erfahren, was für Kräfte ihnen innewohnen. Wellen sind eine Wissenschaft für sich. Doch das lerne ich erst später. Vor laufender Kamera nehme ich einen Crashkurs im Surfen. Mein erstes Mal wird direkt aufgezeichnet und ausgestrahlt. Dieser Moment, wenn man auf der Welle schwebt ... Diesen Moment vergisst man nie. Es war Liebe auf den ersten Ritt.

Eine Drehpause später beziehe ich ein Zelt auf einem Campingplatz in Südfrankreich und schreibe mich für einen Anfängerkurs ein. Fünf Tage im Surfcamp liegen vor mir. Unser Surflehrer sieht aus wie aus dem Bilderbuch: ein Körper wie

ein Olympiaschwimmer kurz vor dem Rekord, eine Frisur wie ein Teenager kurz nach dem Aufwachen. Er trägt Flip-Flops, wir Funktionskleidung. Meine Mitschüler und Mitschülerinnen, zum Großteil aus Deutschland für den Pauschalurlaub angereist, sind alle deutlich jünger als ich. Es sind ungefähr gleich viele Frauen wie Männer, und wir sehen alle so aus, als hätten wir bislang ziemlich viel Zeit sitzend im Büro verbracht. Wir widmen uns zuerst einer Beschäftigung, die noch einen großen Teil des Surfens ausmachen wird: »Paddeln, paddeln, paddeln!« Das ist das Mantra, das er uns entgegenbrüllt, immer wieder. Das Paddeln dient dazu, die richtige Geschwindigkeit zu erlangen, um mit der anrollenden Welle mithalten zu können. Ohne diese Bewegung ist die Welle wie ein Lkw, der in ungebremster Fahrt auf einen Kleinwagen prallt: Rollt der Kleinwagen in die gleiche Richtung, bekommt er eine Anschubhilfe und ist bestenfalls danach so schnell wie der Lastwagen. Steht der Kleinwagen, ist er danach kein Kleinwagen mehr.

Wir liegen also mit voller Körperspannung auf dem Surfboard und paddeln in ruhigen, kräftigen Zügen die Wellen an. In Wirklichkeit liegen wir in unförmigen Neoprenanzügen bäuchlings auf imaginären Surfplatten und wedeln Sand auf. Es ist kein schöner Anblick. Aber diese Trockenübung am Strand dient als Vorbereitung für eine wichtige Erkenntnis, die später auf uns wartet: Wenn man die Kraft des Ozeans für sich nutzen will, sollte man sich nicht mit ihm anlegen. Wer hochmütig ist, der fällt.

Erste Lektion: Die Natur hat immer recht. Daran erinnert uns das Meer mit Nachdruck, als wir in signalfarbenen Trikots und mit scheunentorgroßen Schaumstoffplatten end-

lich ins Wasser gehen. »Welle und Surfer müssen eins werden, verschmolzen zu einer fließenden Symbiose«, gibt uns der Surflehrer mit auf den Weg. Wir ahnen jetzt schon, dass dies ein unmögliches Unterfangen ist. Die Wellen ziehen uns den Boden unter den Füßen weg, schubsen uns hinterrücks um, walzen unbeeindruckt über uns hinweg. Ich fühle mich wie ein Torero mit rotem Tuch, der seine Überlegenheit feierlich unter Beweis stellen will und nun für seine infame Eitelkeit bestraft wird. Ein Stier wird ausgehungert und mürbege macht, damit er in der Arena bezwungen werden kann. Das Meer lacht nur über unseren Irrglauben, es manipulieren zu können.

Dabei sind wir noch da, wo das Meer zahm ist. Es lärmst hier noch, aber es heißt nicht mehr. Weil die Brandung an dieser Küste in dieser Woche sehr stark ist, üben wir im Weißwasser, dem auslaufenden Schaum direkt am Strand. Diese Gischt ist der letzte röchelnde Atemzug, den die Welle macht, nachdem sie gebrochen ist. Richtig Luft holen tut das Meer weiter draußen. Wir bleiben im sicheren Stehbereich und lassen uns von den von hinten anrollenden Wasserwalzen schieben und tragen. Bei einigen Schülern ist der Surflehrer so großzügig, auch mal mit einem kräftigen Schubs nachzu helfen. Nach mehreren Anläufen gelingt es mir, mich ohne Hilfe von einer Welle mitnehmen zu lassen. Es sind nur wenige Meter, doch gefühlt ist es eine epische Reise. Nach dem Absprung drehe ich mich zur Welle um und rufe »Danke!«.

Ja, ich habe mich tatsächlich bei einer Welle bedankt. Und es wird nicht das letzte Mal gewesen sein. Deshalb geben Surfer Wellen Namen. Sie sprechen nicht von den Wellen, sondern von *der Welle*.

Die Stimmung in der Gruppe ist freundlich. Wenn es einem von uns gelingt, aufs Brett zu springen und nicht sofort wieder hinzufallen, dann freuen wir uns alle. Von allen Seiten schallt es »Hurra!« und immer wieder »Paddeln, paddeln, paddeln!«. Das erklärte Ziel ist es, so lange wie möglich stehen zu bleiben. Richtung? Egal. Wir wissen nicht, wie man steuert, sondern höchstens, wie man steht. So surfen wir geradeaus von der Welle weg in Richtung Strand, manchmal so weit, dass die Finnen im Sand quietschen.

Man könnte also meinen, wir surfen. Doch davon sind wir noch weit entfernt. Unsere Erfahrung reicht gerade mal für ein Tinder-Profilbild. Weit hinten, da, wo die großen Wellen brechen, zischen die fortgeschrittenen Surfer vorbei. Sie springen am höchsten Punkt der Welle auf, noch bevor sie bricht, und folgen dann in schnellen Schwüngen ihrem Lauf, so lange, bis der Schaum dem Rausch ein Ende macht.

Wir Anfänger kriegen das, was von der Welle übrig bleibt: das Weißwasser. Die Brotkrumen am unteren Ende der Brandung. Und so schieben, liegen, stehen und fallen wir, die Wasserwalzen rauschen ohne Unterlass, die Surflehrer schubsen an oder pfeifen zurück, und überall sieht man ein Mikado an außer Kontrolle geratenen Softboards, die in die Höhe fliegen und wieder ins Wasser fallen.

Wenn die Wellenbedingungen es nicht anders zulassen und man nur im Urlaub die Gelegenheit hat, das Surfen zu üben, dann bleibt man ziemlich lange genau hier, in Ufernähe. Weiter draußen, in der Brandung, warten die erfahrenen Surfer auf die großen, grünen Wellen. Dort ist das Line-up – ein Mikrokosmos mit ganz eigenen Gesetzen. Da will ich hin.

Zweiklassengesellschaft

Nach Abschluss des Surfkurses besuche ich Freunde in Biarritz. Sie sind offenbar die einzigen Bewohner des Geburtsortes der europäischen Surfekultur, die *nicht* surfen. Während meine Freunde gemächlich über die Promenade flanieren, breche ich auf zu den grünen Wellen. Allein. Denn obwohl ich gerade mal in der Lage bin, ohne größere Zwischenfälle auf dem Brett stehen zu bleiben und leicht in die Rechtskurve zu gehen, bin ich schon längst süchtig nach dem nächsten Wellenrausch.

Ein paar grüne Wellen habe ich bereits im Surfcamp erwischt, meistens pure Zufallstreffer. Nun will ich so richtig über das Wasser fliegen und in Schlangenlinien auf der Schulter der Welle reiten, genau wie die großen Surfer da draußen. Dazu muss ich aber erst einmal da oben ankommen – meine erste Aufnahmeprüfung. Eigentlich ist die Brandung gar nicht so weit weg. Aber da sind noch ein paar Wellen im Weg. Und die scheinen mich von meinem Vorhaben abhalten zu wollen. Es ist, als würde ich in verkehrter Richtung eine Rolltreppe hochlaufen: Das Ziel vor Augen, die grünen Wellen zum Greifen nah, komme ich kaum vom Fleck.

In der Surftheorie habe ich gelernt, dass es eine Strömung gibt, die von Schwimmern gefürchtet und von Surfern genutzt wird: der Brandungsrückstrom. Im Englischen nennt man ihn Rip Current. Man möchte meinen, das Wort RIP steht für »Rest in Peace«, so viele Menschenleben hat diese Strömung schon auf dem Gewissen. Ein klassischer Brandungsrückstrom sieht von außen harmlos aus, fast einladend für jemanden, der baden will und dabei Wellen meidet. So fühlen sich unerfahrene Schwimmer von diesem Zustand des Meeres oft angezogen, und das leider wörtlich. Der Rippstrom zieht sie, ohne Widerworte gelten zu lassen, ins Meer hinaus. Einige versuchen dann panisch, gegen den Strom zurück zum Strand zu schwimmen, und ertrinken vor Erschöpfung. Mit ein paar Schwimmzügen quer zur Strömung könnten sie wieder ruhigeres Wasser erreichen, und selbst wenn sie sich aufs Meer hinaustreiben lassen würden, würde der Sog bald von ihnen ablassen. Doch das wissen sie nicht. Surfer machen sich genau diese Sogwirkung zunutze. Sie können die Strömung von außen erkennen und lassen sich von ihr durch den Channel, den Strömungskanal, hinaus zur Brandung ziehen.

Wo ist der Rippstrom, wenn man ihn mal braucht?, frage ich mich also, während ich gefühlte Stunden in Richtung Brandung paddele und dabei von jeder Welle wieder zurückgeworfen werde. Mit meinem großen Brett kann ich nicht unter den Wellen durchtauchen, also muss ich Eskimorollen machen – mich liegend um meine eigene Achse drehen, sodass das Brett über mir ist, während die Welle über mich hinwegrollt. Doch das ist spätestens nach dem elften Mal langsam ermüdend. Die nötigen Muskelgruppen sind bei mir noch

nicht aufgebaut, meine Technik ist noch nicht ausgereift, und so langsam geht mir die Kraft aus.

Aber irgendwann, nach einem riesigen Umweg, komme ich doch an, mit verspanntem Rücken und Armen aus Beton. Am Ziel werde ich belohnt mit Stille. Hinter der Brandung sind der Lärm und das Chaos des Strandes weit weg. Es ist, als hätte man zu Fuß eine achtpurige Autobahn überquert, um auf der anderen Seite eine Bibliothek zu betreten. Eine Stimmung aus heiligem Ernst. Hier ist das Line-up, hier sind die Surfer. Viele von ihnen sind einheimisch. Und die meisten von ihnen sind Männer.

Die Wellen an der französischen Atlantikküste haben Weltklasse, und das hat sich herumgesprochen. In den Sommermonaten trifft sich die Jeunesse dorée aus Paris in Biarritz und logiert in den Ferienhäusern ihrer Eltern, um bei Sonnenuntergang auf den Klippen am Meer einen Aperitif zu trinken und dabei von oben den Surfern zuzuschauen. Sportstudenten aus aller Welt verbringen weiter nördlich, in der Gironde, ihre Semesterferien, nehmen sich eine Auszeit, suchen sich Jobs in Surfamps, klappen in den Surfpausen ihr faltbares Büro in irgendeinem Café auf oder eröffnen gleich selbst eins. Einige von ihnen stranden und bleiben da. Wer wiederum am Meer aufwächst, der hat diese Naturgewalt seit jeher vor der Haustür. Küstenbewohner wachen mit dem Wellenrauschen auf und legen sich damit schlafen. Sie kennen das Zusammenspiel von Windrichtung, Bodenbeschaffenheit, Tide und Strömung, das hinter der Entstehung von Wellen steckt und ihr Verhalten prägt. Für sie sind die Wellen Spielgefährten und Sparringspartner. Sie gehen schon als Kind in den Surfkurs

wie andere in den Fußballverein. Der Strand ist ihr Spielplatz. Wenn sie älter werden, wird er zu ihrer Bühne.

Die Küste um Biarritz nennt man auch gern »das Kalifornien Europas«, in Anlehnung an die Hippie-Kultur, die von den ersten Surfern in Kalifornien ausging. Sie wussten: Man kann an Land Gesetze schreiben, doch da draußen sind sie nicht wasserfest.

Auch heute ist die Welt der Surfer erfrischend anarchisch. Theoretisch kann sich jeder ohne Schein oder Genehmigung überall für wenig Geld einfach ein Brett mieten und es versuchen. Der Eintritt ist frei. Es gibt keinen Dresscode. Die besten Surfer tragen oft die löchrigsten T-Shirts. Selbst das nötige Sportgerät ist relativ erschwinglich und kann, pfleglich behandelt, über Jahrzehnte genutzt werden. Es kommt nicht, wie in vielen anderen Sportarten, jedes Jahr eine neue Edition raus, die die alte wertlos macht. Ein Surfboard taugt nicht als Statussymbol. Es zählt nicht, was du surfst, sondern wie du surfst. Man kann sich also seinen Platz in der Surferwelt nicht erkaufen. Doch es kostet viel Zeit und Kraft, über den Status des Anfängers hinauszukommen. So durchlässig der Zugang ist: Ein Surfbreak ist eine Zweiklassengesellschaft. Wellen holen einen nicht ab, sie kommen nicht auf Bestellung, man muss sie sich erarbeiten. Es gibt keinen Lift, der einen bis zur Brandung bringt, keinen Notausgang, durch den man im Zweifelsfall diskret verschwinden kann, es gibt keine Welle, die ein zweites Mal für dich bricht, weil der erste Versuch nicht gelungen ist. Im Ozean herrschen keine Laborbedingungen, denn jede Welle ist anders. Die Freiheit, die einem die Wellen versprechen, muss man sich hart verdienen, und eine entscheidende Währung dafür ist Mut.

Wenn an einem Spot wie diesem also nach ein paar Tagen Flaute ein guter Swell reinkommt, dann lauern auf einmal etliche hungrige Surfer im Line-up. Sie haben die Wellenvorhersage studiert und sich rechtzeitig den Wecker gestellt. Wellen haben ihren eigenen Terminkalender, sie folgen dem Wind und ändern ihr Verhalten mit den Gezeiten. Als ich nach meiner Strampel-Odyssee doch noch am Ziel ankomme, sind Zeit und Tide günstig. Das haben alle anderen längst antizipiert, doch für mich ist es ein glücklicher Zufall.

Im Line-up ist die Stimmung anders als bei den Anfängern im Stehbereich, sehr konzentriert. Noch im Weißwasser habe ich wahllos jede ankommende Wasserwalze angepaddelt, als wäre ich am Wültisch beim Sommerschlussverkauf. Hier lauern nun alle wie Raubtiere auf eine einzige Welle. Was für eine Welle, ist mir schleierhaft, doch die anderen scheinen das sehr genau zu wissen. Eine Dünung wie an diesem Tag entsteht durch eine sehr üble Laune des Windes weit draußen im Ozean. Nach einer langen Ereigniskette gruppieren sich die Wellen in Sets, oft fünf oder sieben hintereinander, die in kurzen Abständen brechen und dann auslaufen, ehe nach einer Pause das nächste Set anrollt. Diese Pause ist ein guter Moment, um anzukommen und achtsam das Hier und Jetzt zu genießen. Doch heute bündeln alle ihre Kräfte für den Angriff.

Dann kommt endlich die erste Welle, und die Raubtierfütterung beginnt. Alle wollen sie haben, doch nur einer kann sie kriegen. Lautlos springt der Schnellste auf und verschwindet schwungvoll hinter dem Wellenkamm, während das Wasser weiter hinten zischend niederregnet und ein Vorhang an glitzernden Partikeln in die Höhe schießt. Dann ist es wieder

kurz still, ehe die nächste Welle Anlauf nimmt. Ich weiß mittlerweile, dass es bei hohem Seegang im Wasser Verkehrsregeln gibt, die alle kennen und die zugunsten des bestpositionierten Surfers ausgerichtet sind: Bäumt sich eine Welle hinter einem auf, dann hat derjenige Vorfahrt, der dem Peak, dem höchsten Punkt, am nächsten ist. Denn von da aus kann man die Welle am besten erwischen. Wer schon auf der Welle steht, darf bleiben. Zusätzlich oder später mit aufspringen gilt nicht und wird als »Drop-in« geächtet, denn das ist Wellenklau. Es herrscht das Darwin-Prinzip: Der Stärkste überlebt. Man muss zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein, und das kann man mit Wissen und Erfahrung erzielen. Oder, wie ich heute, mit Glück.

Direkt hinter mir richtet sich einladend eine schöne Welle auf. Ich bin im passenden Abstand zum höchsten Punkt. Auf dieser Welle steht mein Name. Entschlossen lege ich mich auf mein Brett und paddele sie an. Da sehe ich, dass links und rechts von mir zwei junge Männer das Gleiche tun. Unbeirrt von dem geringen Abstand, den wir zueinander haben, pirschen sie sich weiter vor. Sie sehen mich und paddeln dennoch weiter. Haben sie keine Angst, dass wir zusammenstoßen? Ich schaue sie fragend an, doch sie haben nur Augen für die Welle. Im letzten Moment gebe ich auf und ziehe mein Brett zur Seite. Die beiden Jungs springen auf, der eine surft links, der andere rechts. Was war das? Hatte ich vielleicht doch nicht Vorfahrt?

Zweiter Anlauf. Ich bringe mich in Position für die nächste Welle. Wieder nehme ich entschieden und demonstrativ Anlauf, doch nun kommt ein junger Mann von der Seite angeschlängelt und steuert schräg auf meine Welle zu. Kurz vor

mir schlägt er einen Haken und schnappt sie sich, bevor ich es tun kann. Er nimmt also eine Abkürzung und drängt mich ab. Dieses Prozedere wiederholt sich ein paarmal, bis ich mich hinten anstelle und auf ein paar Krümel warte, die für mich übrig bleiben. So treibe ich mehr und mehr zurück und lande schließlich in der Zwischenwelt.

Das »Inside« ist ein Niemandsland, die Grauzone, wo die Wellen nicht mehr richtig grün sind und noch nicht richtig weiß. Hier ist man zugleich den Wellen ausgeliefert und den Reitern im Weg. Es ist die Ebene, wo man als Surfer nicht sein will. Ich aber bin für den Kompromiss bereit, denn wenigstens ist hier niemand, der sich vordrängeln könnte.

Ich möchte einer großen, leicht angebrochenen Welle entsteigen wie Phönix der Asche, freihändig und mit geschlossenen Augen. Das ist mir schon gelungen – an Tagen mit kleineren Wellen. Heute ist das keine gute Idee. Ich werde umspült und gewaschen, ich treibe weiter ab und paddele mühsam zurück, dabei kommen mir immer wieder Surfer entgegen. Ich fühle mich wie die nervige kleine Schwester, die bei den Großen mitspielen will und dabei nur im Weg ist. Immer wieder muss ich den anderen ausweichen, und zwar dahin, wo es am unangenehmsten ist, zum Schaum hin, auch das ist eine Regel. So nehme ich viele Umwege und werde wie eine Flipperkugel von den Walzen und Strömungen hin- und hergeworfen. Endlich kommt mir eine leere, ungebrochene Welle entgegen. Ich erwische sie und springe triumphierend auf. Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist eine lärmende Explosion über mir. Das war eine Close-out-Welle. Diese Wellen brechen der Länge nach auf einmal, wie ein Garagentor, das sich langsam,

aber sicher schließt. Und ich bin das Auto, halb drinnen, halb draußen.

Erschöpft tauche ich wieder auf und paddele zurück. We nigstens eine Welle will ich auf halbem Weg noch nehmen, irgendeine. Endlich rollt eine leicht angebrochene Welle auf mich zu, ich bringe mich in Position und paddele los. Da höre ich einen wütenden Pfiff hinter mir. Aus den Augenwinkeln sehe ich, dass ein Surfer bereits auf dieser Welle reitet und ich nun so ein Drop-in-Idiot bin. Ich ziehe mein Brett zurück, um ihm den Weg freizumachen, doch es ist bereits zu spät, die Welle hat mich erfasst und reißt mich mit. Irgendetwas knallt mir ins Gesicht, wahrscheinlich mein Brett, irgendwas schlitzt meinen Neoprenanzug auf, wahrscheinlich seine Finne, etwas anderes zieht an meinen Füßen, im Zweifelsfall die Leash. Ich höre den Surfer schimpfen, als ich auftauche und japsend nach Luft schnappe. Meine Leash, die Leine, die Brett mit Fuß verbindet, hat sich mit seiner verknotet. So dümpeln wir schaukelnd im Wasser und versuchen schweigend, die Leinen wieder zu entwirren. Es dauert quälend lange. Ich entschuldige mich kleinlaut, doch er seufzt nur und zieht von dannen. Nun möchte ich nur noch diskret und möglichst schnell diesen Ort verlassen und mich in einer Sandburg verkriechen. Ich steuere geradewegs zum Strand, taub vom vielen Salzwasser in den Ohren. Da wirft mich eine gewaltige Kraft um und befördert mich im hohen Bogen direkt auf den Sand. Das war ein Shorebreak – eine wuchtige Welle, die bei geringer Wassertiefe nah am Ufer bricht. Wieder was gelernt.

Die gläserne Decke

Am Strand trabt mir federnden Schrittes meine Freundin Sonia entgegen. Sie wollte sich nur eben im Wasser erfrischen, und das wie immer oben ohne. »Deine Nase blutet«, sagt sie, während wir uns mit Wangenkuss begrüßen.

»Deine Brüste leuchten«, antworte ich und denke: Wie schön, in einer Kultur zu leben, in der man als Frau ohne Probleme halb nackt baden gehen kann, ohne dass das für einen Sturm der Entrüstung sorgt.

Eine gemeinsame Bekannte kommt hinzu. Sie heißt Sabrina und ist an dieser Küste aufgewachsen, wo sie schon sehr lange surft. Mit ihr hatte ich mal eine Diskussion darüber, ob sie sich als Feministin bezeichnen würde. Sie haderte lange mit sich, weil sie nicht als männerfeindlich angesehen werden wollte. »Aber Feministinnen haben doch nichts gegen Männer, im Gegenteil. Sie wollen einfach nur die gleichen Rechte. Der größte Feminist, den ich kenne, ist mein Kollege Pierre. Er hat mich erst richtig für das Thema sensibilisiert«, argumentierte ich. In der Zwischenzeit hat sich Sabrina mit dem F-Wort versöhnt. Und mittlerweile habe ich das Gefühl, sie ist mehr auf Krawall gebürstet als wir alle.

Wir setzen uns in eins der Cafés, die von Surfern betrieben werden, um vom Arbeitsplatz aus die Wellen checken zu können. Wir bestellen Eiskaffee: Kaffee für die Nerven und Eis für meine lädierte Nase. Ob sie das Phänomen kenne, im Wasser zurückgedrängt zu werden, frage ich Sabrina.

»Und wie«, sagt sie und fängt wild an zu gestikulieren. »Wenn du neu da draußen bist und vielleicht ein bisschen zögerlich, hast du keine Chance. Die anderen werden sich immer vordrängeln. Sie können Anfänger riechen. Und wenn du eine Frau bist, gehen viele davon aus, dass du ohnehin nicht surfen kannst. Dass deine Kraft nicht reicht oder dein Selbstbewusstsein. Also paddeln sie die Welle zeitgleich mit dir an oder schneiden dich von der Seite. Dann können sie in letzter Sekunde aufspringen, wenn du das Rennen nicht machst oder freiwillig aufgibst.«

»Bis man irgendwann kapituliert und sich nur noch um die Krümel bewirbt, die übrig bleiben.«

»So wie du heute.«

»Aber wenn das dauernd passiert, dann ist es doch viel schwieriger, Fortschritte zu machen.«

Sabrina zuckt mit den Schultern. »Willkommen in meiner Welt.«

»Und was, wenn ich einfach weiterpaddele, mein Brett nicht zurückziehe, sondern die Welle trotzdem nehme, auf die Gefahr hin, dass wir zusammenkrachen?«

»Dann surfst du wie ein Mann.«

Wir lachen.

Das Blöde ist: Ich werde im Line-up immer neu und fremd sein. Ich lebe in Berlin, weit weg von einer Küste mit surfbaren

Wellen. Ich muss also reisen, um meiner neu gewonnenen Passion nachzugehen. Dort, wo ich dann surfen gehe, sind immer schon andere vor mir da. Und zwar seit langer, langer Zeit.

Die Surfer, die an der Küste leben oder dort viel Zeit verbringen, paddeln oft zu zweit oder in Gruppen raus. Sie feuern sich gegenseitig an und halten sich damit quasi gegenseitig die Wellen frei. Gemeinsam sind sie stark und zeigen keine Schwäche. Ich aber bin da draußen die Fremde unter Einheimischen. Ich betrete ein markiertes Territorium, ich muss mich an dem neuen Ort erst orientieren und werde dabei von den Surfern auf den Stammplätzen streng beäugt und bewertet. Ich steige also auf halber Strecke in ein voll besetztes Zugabteil. Dabei habe ich die Wahl, ob ich mich in den Gang quetsche oder verlange, dass jemand für mich zur Seite rückt.

»Was ziehen wir jetzt für einen Schluss daraus?«, frage ich in die Runde. »Auf die Brust trommeln und breitbeinig dagegen anpaddeln? Verstöße gegen die Wellenverkehrsordnung mit Fäusten austragen?«

Das soll an überfüllten Surfbreaks durchaus mal vorkommen. Es gibt Geschichten von zerstochenen Autoreifen, zerstörten Surfboards, von einem Wettsurfen, das am Ende vor Gericht entschieden wurde. Müssen wir uns also Respekt verschaffen, indem wir entschiedener auftreten?

»Natürlich«, bestätigt Sabrina. »Du darfst da draußen keine Schwäche zeigen.«

»Aber dann machen wir ja das Macho-Wettrennen mit. Wollen wir das?«

»Wenn du mit den Großen spielen willst, musst du ihre Regeln befolgen. Und diejenigen, die sie geschrieben haben, sind im Zweifelsfall Männer.«

Ich schüttle etwas ungläubig den Kopf und blicke zum Strand, wo sich gerade wieder ein Anfängerkurs aufwärmst. Ein paar junge Männer überholen die Gruppe, traben zum Wasser und paddeln direkt raus zum Line-up. Sabrinas Hund lugt unter dem Tisch hervor, er hat den Keks neben ihrer Kaffeeplatte entdeckt. Sabrina lässt den Keks unter dem Tisch verschwinden und fährt fort: »Wirklich schwierig wird es, wenn du als Surferin ein gewisses Niveau erreicht hast. Wenn du in das Revier der Alpha-Surfer eindringst, fühlen sich einige von ihnen in ihrer Männlichkeit bedroht. Dann zeigen sie dir, wer als Erster da war und wo dein Platz ist. Entweder du beweist ihnen, dass du was drauf hast. Oder du lässt dich einschüchtern und gehst zurück auf Anfang.«

So viel zum Klischee in unserem Kulturkreis: Wellenreiten ist ein männlich dominierter Sport. Die Frauen stehen eher am Strand und schauen zu, während die Männer am Horizont den Heiligen Gral suchen.

Doch wie sieht es dann erst in den Regionen abseits der westlichen Heilsversprechen aus? Ich beschließe, meine zukünftigen Dienstreisen für eine Inspektion der örtlichen Surf-kultur zu nutzen. Nächster Halt: Marokko.